



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der Maler Joh. Friedrich August Tischbein und seine Familie

Stoll, Adolf

Stuttgart, 1923

VI. St. Petersburg, 1806-1808

urn:nbn:de:hbz:466:1-43628

VI. St. Petersburg

1806—1808

Reise nach Rußland

Der im Mai 1806 in Petersburg verstorbene ältere Bruder Friedrich Augusts, Ludwig Philipp, nach Nagler und Müller-Singer, Künstlerlexikon, 1743 in Cassel geboren¹, war ebenfalls zuerst vom Vater unterrichtet worden, war 1766 in Cassel tätig, ging aber im folgenden Jahre mit Unterstützung des kunstsinigen Landgrafen Friedrich II. nach Rom, wo er neben der Malerei fünf Jahre lang auch Architektur studierte, um dann noch einen mehrjährigen Aufenthalt in Paris anzuschließen.

Dann kehrte er heim, nachdem er im ganzen acht Jahre, von 1767 bis 1784, im Ausland geweilt hatte, und je mehr er gearbeitet und gelernt hatte, desto mehr freute er sich, um so sicherer hoffte er nun darauf, in Cassel eine seiner Tüchtigkeit angemessene Stellung zu finden. Aber zu seinem Schmerze kam es anders — und zwar gab er selbst einem Herrn du Rosey die Schuld —; als ein halbes Jahr unter fruchtlosem Warten verstrichen war, drehte er bitteren Herzens im Winter 1784/85 der Heimat für immer den Rücken, suchte im Nordosten Deutschlands eine Unterkunft und fuhr, nach drei Monaten weiterer vergeblicher Versuche an der Ostseeküste angelangt, mit raschem Entschluß gleich nach Petersburg.

Dort hatte er mehr Glück: er fand bei der Kaiserin Katharina II., die große Mittel zur Pflege der Künste verwandte, zunächst nur für ein Jahr zur Probe, eine ihn voll befriedigende Tätigkeit im Bauwesen: er kam gerade zu rechter Zeit, um bei den Vorarbeiten für den Bau eines neuen großen Opernhauses sich eifrig beteiligen zu können.

Sein Plan für dieses gefiel der Fürstin am besten, und er erhielt den Auftrag, nach seinen Rissen ein hölzernes Modell herzustellen. Mit dreizehn Gehilfen arbeitete er fünf Monate lang daran; auch dieses gefiel an den maßgebenden Stellen so sehr, daß die Kaiserin es sogar für zwei Gebäude, nämlich noch für einen kleineren, aber in derselben architektonischen Ausgestaltung gehaltenen Theaterbau zu verwenden beschloß. Während die Pläne für beide gesucht wurden, mußte er selbst ein zweites Holzmodell herstellen, obwohl für das erste allein schon 2000 Rubel hatten aufgewendet werden müssen.

Dazu erhielt er selbst noch von der Monarchin einen Ehrensold von

¹ Kein Casseler Kirchenbuch enthält aber einen Eintrag hierüber.

1000 Rubel. Auch in dem Fach, in dem sein Vater vielfach beschäftigt gewesen war, arbeitete er schon im ersten Jahre mit Glück: zwei Dekorationen von seiner Hand für das Kaiserliche Theater gefielen derart, daß das Haus sie mit allgemeinem Händeklatschen begrüßte, was ohne Beispiel war.

Mehrere Große des Hofes glaubten nun auch, besonders da die Kaiserin ihn zweimal zu sich beschied und belobte, ihn begünstigen zu müssen, und so erhielt er die oberste Leitung des Theaterbaus, und seine wohlbestandene Probetätigkeit ward zu einer dreijährigen, dann zu einer lebenslänglichen Anstellung erweitert.

Auch die Erträgnisse seiner Arbeit waren glänzend: er erhielt schon in diesem ersten Jahre 2450 Rubel („3064 Reichsthaler Hessisch Geld“, wie er wohlgefällig seinem Vetter Johann Heinrich dem Jüngeren nach Cassel meldet) und konnte sich sogar noch 450 Rubel hinzuverdienen. Es war ein erfreulicher Anfang, der ihm dann auch den Entschluß bald eingab, diese Stätte erfolgreicher Arbeit nicht mehr aufzugeben.

Leider erfuhr er später, wie Füßli angibt, einmal irgend eine empfindliche Kränkung, so daß er sich von seiner öffentlichen Bautätigkeit ganz zurückzog; er arbeitete nur noch für sich, besonders schöne architektonische Zeichnungen, die (nach Friedrich Franz Wilken) teilweise noch erhalten sein sollen.

Hauptsächlich zur Regelung der Erbschaft dieses Bruders mußte Friedrich August Tischbein nun nach Petersburg reisen; er selbst ging zu Lande, sein kostbares Gepäck aber, das auch Bilder (eigene, besonders solche seiner Familie) enthielt, die er zu seiner Empfehlung mußte zeigen können, ging auf dem Seeweg, der aber erst im Frühjahr 1807 möglich ward, über Lübeck ab¹ und kam auch glücklich an. Auch holländische Bilder, zum Beispiel ein van Steen, waren darin, die er in Petersburg verwerten wollte.

Am 8. August 1806 reiste er selbst von Leipzig ab; einige Stunden vorher schrieb er an Friedrich Wilken als seinen nunmehrigen Sohn sehr herzliche Worte und Segenswünsche für dessen bevorstehende Vermählung mit seiner Tochter. „Möge Ihnen Ihre Caroline werden, was mir meine Sophie ist!“ Am 17. September richtete dann Sophie dem jungen Paare die Hochzeit aus. „Um die zwei schönsten Augenblicke meines Lebens“, klagt der Vater, der auch der Hochzeit Bettys nicht beiwohnen konnte, „hat der Zufall mich gebracht!“

Vom 20. September ist sein erster erhaltener Brief aus Petersburg an Wilhelm Kunze, den Verlobten Bettys, gerichtet, und da er doch gewiß zuerst an seine Sophie und seine Kinder geschrieben hat, so sind gleich die ersten als verloren anzusehen. Einmal stellt er fest, daß er von zwölf Briefen

¹ Der Transport kostete 260 Rubel.

nur vier erhalten habe; dieser Postverkehr mit seinen Lieben, gleichviel ob über Schweden oder über Wien, litt überhaupt, und nicht nur während des Krieges, an unglaublicher Unsicherheit und Verschleppung; im April 1807 erhielt er sechs Briefe auf einmal vom Herbst 1806, im Mai einen vom 10. Oktober 1806, einmal schickt ihm Loder, mit dem er öfter zusammentraf, aus Moskau zwei Briefe Sophiens.

Von ihm selber sind einundzwanzig Briefe erhalten, und er hat deren doch, schon zu seiner eigenen Tröstung, viel mehr geschrieben; auch an seine Leipziger kaufmännischen Freunde Limburger, Lühr, Schulz, Rüstner, Bruner, die auch ihn mit Nachrichten und Empfehlungen versahen, schrieb er öfter, so daß in deren Familien wohl noch Briefe von ihm vorhanden sein dürften.

In St. Petersburg fand er vom Gasthose aus nach einiger Zeit eine ausnahmsweise möblierte, mit neuer, guter und bequemer Einrichtung ausgestattete Wohnung für monatlich 100 Rubel, bei einem angesehenen Kaiserlichen Leibarzt, dem Staatsrat Brighton, am Englischen Kai, Galeerenhof 239, mit Aussicht auf die von kleinen und großen Schiffen stets belebte Newa und die Paläste an deren anderem Ufer. Der Staatsrat war ein gebildeter Mann, und seine freundliche, talentvolle Frau beschäftigte sich auch mit Zeichnen und Malen, so daß er bei dem Ehepaar angenehme Abende verlebte hat.

Da die Entsegelung der Zimmer seines Bruders noch lange auf sich warten ließ, so begann er nach einigen von Besuchen und vielerlei Besorgungen erfüllten Wochen seine künstlerische Tätigkeit; durch die Grille einer einzigen Dame angesteckt, wollten zwar die anderen anfangs nicht auf sein Atelier kommen, aber die von Caroline erwähnte Fürstin Lieben brachte die Sache doch in Gang, und er sah sich bald so in Anspruch genommen, daß seine Zeit auf Monate besetzt war.

Wie immer war er sehr fleißig, stand schon um sechs Uhr früh vor der Staffelei und arbeitete bis vier Uhr; bei dem hellen nordischen Licht konnte er im März und April selbst bis acht Uhr abends tätig sein, zuweilen um Mitternacht noch ohne Brille lesen.

Eine große Annehmlichkeit für ihn war es namentlich, daß er von der Kaiserlichen Familie freundlich herangezogen ward; dadurch wandte sich ihm auch der hohe russische Adel zu, ferner auch jene polnische Gräfin Sophie Potocki, dieselbe, die Anton Graff durch sein schönes Porträt (in der Berliner Nationalgalerie) so bekannt gemacht hat¹. Für sie stellte er im ersten Winter sechs Porträts ihrer Familie in Pastell her.

¹ Geborene Sophie de Witt, 1773—1803. Sie war die Gattin des Grafen Stanislas Felix Potocki (1745—1805), der 1792 die für Rußland arbeitende

Besonders gefiel auch hier seine Art Kinder zu malen, so daß z. B. eine Dame nacheinander ihm ihre vier Kleinen zuführte.

Wie er bei dem kleinen Töchterchen Elisabeth der regierenden Kaiserin den (nach Schadow) dem Porträtmaler unentbehrlichen, an List grenzenden Beobachtungsgeist bewährte, von dem auch Caroline berichtet, erzählt er selbst seiner Frau im Briefe vom 31. Dezember 1807 wie folgt:

„Die Lösung dieser mir sehr angenehmen Aufgabe ist mir über meine eigene Erwartung gelungen, aber nun höre und urtheile, ob es mir eine leichte Arbeit gewesen sei. Aller wiederholten Versuche ohngeachtet konnte die Kleine sich nicht an meine finsternen Augenbrauen gewöhnen. Es blieb also nichts übrig, als dieselbe ungesehen zu beobachten, nämlich hinter einem großen Schirm, worein ich eine kleine Öffnung geschnitten hatte. Durch diesen Spalt, den ich nur ganz wenig zu öffnen wagte, sah ich nun freilich das liebe kleine Wesen auf einem Tisch sitzend, von den Umherstehenden mit mancherlei Spielsachen unterhalten und beschäftigt: ob aber im gehörigen Licht oder der gehörigen Stellung, das wirst Du nicht voraussetzen; unterdessen gelang es mir doch, die Grundzüge aufzufangen und einen leichten Entwurf davon in schwarzer Kreide zu machen. Nachdem ich denselben zu Hause ein wenig mehr ausgeführt und von neuem etliche Male durch den Spalt geblickt hatte, begann ich das Bildnis in Pastell und brachte es so weit, daß ich nur noch eine kleine Vergleichung mit dem Urbild nötig habe, um es ganz zu vollenden. Heute zeigte ich es der Kaiserin zum erstenmal, welche sehr zufrieden damit war und sehr verwundert, es bereits so weit vorgerückt zu sehen, indem es nicht bloß Bruststück, sondern ein artiges kleines Kniestück ausmacht. Dieser Auftrag wird mir immer äußerst interessant bleiben, indem ich dadurch Gelegenheit gefunden habe, auch diese über alle Beschreibung huldreiche Fürstin so in der Nähe kennen zu lernen.“

Daß es ihm an Arbeit nicht fehlte, war ihm besonders deshalb erwünscht, da man in Dresden sein immer verlängertes Ausbleiben nicht gern sah, ihm das Gehalt einbehielt und ihn so zwang, die Seinen aus der Ferne zu unterhalten.

Was den Künstler über die zur Erbschaftsregelung erforderliche Zeit hinaus in der neuen Residenzstadt festhielt, waren eben die Beziehungen zur Kaiserlichen Familie, ohne die er bald mit oder zu Loder, der ihn dazu einlud, nach der zwar von der neuen etwas verdunkelten, aber doch eigentlichen,

Conföderation von Targowice gestiftet hatte; dieser Familie gehörte die Besizung Zulczyn in der Ukraine, wo Tischbein bei seiner Heimkehr für 1500 Rubel ein großes Familienbild anfertigen sollte, für das er in Petersburg schon einen Kopf malte; es ist aber bei der Absicht verblieben.

alten und für den Maler noch anziehenderen Hauptstadt Moskau übergesiedelt wäre.

Empfohlen war er an den Kaiserlichen Hof von der dritten Tochter der Kaiserin Mutter, Erbprinzessin Maria Paulowna (s. o. S. 138), die er in Weimar gemalt hatte, der Mutter der ersten Deutschen Kaiserin, Augusta, und des Großherzogs Karl Alexander. Diese Fürstin schätzte der Künstler aufs höchste; sie war in der Tat eine Frau, die Goethe „ein Wunder von Anmut und Artigkeit und den guten Engel des Weimarer Landes“ nennt, wegen ihres Geistes und Charakters bewunderte und als „eine der besten und bedeutendsten Frauen seiner Zeit bezeichnete, die dies auch sein würde, wenn sie keine Fürstin wäre“¹.

Dies war allerdings die beste Einführung, die der Maler bei ihrer Familie finden konnte. Diese stellte den älteren Zweig des mit Peter III., Herzog von Holstein-Gottorp (Enkel Peters des Großen), 1728—1762, am 5. Januar 1762 auf den russischen Thron gelangten Oldenburgschen Fürstenhauses dar; Peter regierte ja bloß ein halbes Jahr, da er schon am 9. Juli durch die Orlovs erdrückt ward (s. o. S. 136). Aber er fühlte sich ganz als deutscher Fürst, war auch nicht so geistig minderwertig, wie ihn seine Gemahlin Katharina II., geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst (regierte 1762—1796), in ihren Memoiren hinstellt. Fast ganz deutsch waren, wenn Paul I. ein Sohn Peters war², auch seine Nachkommen, nur noch zu einem Achtel russischen Blutes, und namentlich durch ihre württembergische Mutter wurde das Blut der Familie aufs glücklichste aufgefrischt. Ihre neun Kinder waren lauter stattliche, hochgewachsene Menschen, fast alle auch hochbegabt; acht von ihnen waren geradezu schön, nur der zweite Sohn, Constantin, der spätere Statthalter von Polen, der zugunsten des dritten Bruders, Nikolaus I. (1825 bis 1855) dem Thron entsagte, hatte die unschönen, ja häßlichen Züge seines Vaters³.

Da Tischbein zu mehreren Mitgliedern der Kaiserlichen Familie in eine Beziehung trat, die für ihn die bedeutungsvollste von allen in Rußland angeknüpften geworden ist, so sei hier auf die bei uns weniger bekannten Verhältnisse des Petersburger Hofes etwas näher eingegangen.

Daß Tischbein etwa dem neunundzwanzigjährigen Kaiser Alexander I.,

¹ Zur Begrüßung der neuvermählten Kaisertochter in Weimar, im November 1804, schrieb Schiller, der schon krank war und wenige Monate nachher starb, auf Goethes Drängen, in vier Tagen noch sein herrliches Festspiel „Die Huldigung der Künste“, das nicht nur die Begrüßte tief rührte, sondern alle Hörer mächtig ergrieff.

² Er war aber wohl ein Sohn von Katharinas Günstling Esaltzkow.

³ Siehe dessen Bild von Lampi dem Jüngeren bei Bi. 401.



Caroline Tischbein



Betty Tischbein

der ersten gewinnenden Persönlichkeit auf dem russischen Thron, vorgestellt worden wäre, erwähnt er in seinen Briefen nicht, doch sind diese ja auch nur theilweise erhalten; ihn malen zu dürfen (seine zwei jüngsten Brüder, Nikolaus und Michail hat er gemalt) hatte man ihm in Aussicht gestellt; doch ist wohl Mangel an Zeit, der auch die Sitzungen der Damen immer so sehr erschwerte und ihn seinen Aufenthalt immer zu verlängern zwang, daran schuld gewesen, daß es nicht dazu kam.

Um so rascher kamen aber die künstlerischen Beziehungen zu den Kaiserlichen Damen in Fluß, die ihm aufs leutseligste begegneten.

Dies tat neben der Großfürstin Katharina besonders die siebenundzwanzigjährige Kaiserin Elisabeth, seit 1793 Gemahlin Alexanders, Tochter des 1807 verstorbenen Erbprinzen Karl von Baden, auch eine schöne, hohe Erscheinung, deren Züge neben Tischbein auch Lampi der Jüngere (bei Biermann S. 402) und Ritt (daselbst 722) erhalten haben.

Daß ihr ein Sohn versagt blieb, daß ihre beiden kleinen Töchter in zarter Jugend starben, wer ahnt nicht, welch ein Unglück dies für sie bedeutete!

Freilich hätte auch wohl die reizendste Kinderschar sie nicht vor der Untreue ihres weich gearteten, schwankenden Gatten bewahrt — hatte sein Vater doch neun Kinder und hielt seiner schönen und würdigen Gemahlin die Treue nicht!

Nach dem Tode ihrer zwei Kinder war an des Kaisers Abkehr von seiner Geliebten, Naryschkin-Sagarin, nicht mehr zu denken, die ihm zwei schöne, aber auch vor dem Vater, 1810 und 1824, verstorbene Töchter schenkte: der Tod der letzten, der heißgeliebten Sophie, ward ein Nagel zu seinem Sarg!

So war und blieb das Leben der mächtigsten Kaiserin trüb und kummervoll; ein um so ehrenvolleres Zeichen ihres Wertes ist es, daß sie trotz alledem ihrem Gemahl stets treu zugetan blieb, auch seine Politik zu unterstützen suchte; trotz eigener Krankheit ist sie bis zu seinem Ende — er starb am 1. Dezember 1825 in Taganrog — seine hingebende Pflegerin gewesen und ihm auf der Rückreise nach Petersburg am 16. Mai 1826 in den Tod gefolgt.

Die erste Stellung in der Kaiserlichen Familie nach dem Kaiser selbst nahm seine Mutter, die zweite Gemahlin Kaiser Pauls, seine Witwe Maria Feodorowna, ein, die Tochter des Herzogs (1795 — 1797) Friedrich Eugen von Württemberg. Siebzehnjährig war sie 1776 mit Paul vermählt worden und starb 1828. Trotz dieser Bevorzugung hat ihr Alexander, mit dem sie seit 1801 nicht mehr herzlich stand, den von ihr verlangten politischen Einfluß stets versagt und ihr nur die Fürsorge für öffentliche Wohltätigkeit überlassen.

Nach Pauls Bestimmung behielt sie den Vorrang auch vor der regierenden Kaiserin, was auch Alexander ihr zugestand.

Einen bleibenden Schatten warf auf ihr und ihrer Kinder, besonders Alexanders, Leben die gewaltsame Entthronung ihres Gemahls, am 13./25. März 1801.

In seinem Wahnsinn, wegen dessen früher Anzeichen ihn schon seine Mutter zugunsten seines ältesten Sohnes von der Thronfolge hatte ausschließen wollen, bedrohte er ja freilich ihr und ihrer zwei ältesten Söhne Leben und Freiheit, und so hat sie diesen nur auf seine Entthronung gerichteten Anschlag, um den sie und diese ebenso wie die ganze Hofgesellschaft und der hohe Adel der Stadt gewußt haben, nicht verhindert. Alexander und Konstantin zählten sogar zu den Mitgliedern der Verschwörergesellschaft — Pahlen, Panin, der deutsche General von Bennigsen —, die den unseligen Mann in der Nacht vom 23. März/4. April in seinem festungsartigen Michaelspalais überfiel und ihn auch bald zur Entsagung bereit fand. Aber dann drang doch, nachdem Bennigsen sich entfernt, Graf Nikolai Subow mit einigen Offizieren in sein Gemach und schlug ihn mit einer goldenen Tabakdose nieder; dann stürzten sich alle auf den sich wehrenden kraftvollen Mann, und Fürst Jeschwil und Aramakow haben ihn dann mit des letzteren Schärpe erdroffelt!

Die Kaiserin Mutter war eine stolze, schöne und kluge Frau. Ihre Züge haben außer Tischbein Gerhard von Kügelgen (1792) und Anton Graff, der gerade vor Tischbein eine reiche Ernte in Petersburg gehalten hatte, sowie Vater und Sohn Lampi aus Wien in reizenden Gemälden auf die Leinwand gebannt¹. Um sie zu malen, war Tischbein im Herbst 1807 mehrere Wochen lang in Gatschina; nachdem das Bild erst den allgemeinen Beifall der anderen gefunden, wurde es auch von ihr selbst in der gütigsten und für ihn schmeichelhaftesten Weise anerkannt, ebenso wie das der jüngsten, damals erst zwölfjährigen Großfürstin Anna, die seit 1816 Gemahlin König Wilhelms I. der Niederlande war und 1859 starb.

Das Tischbeinsche Originalbild der Kaiserin Maria war 1909 im Museum Alexanders III. in Moskau ausgestellt (Nr. 103); seine Kopie davon ist entweder durch Königin Anna oder deren Nichte Sophie (Tochter der Großfürstin Katharina), Gemahlin von Annas Sohn König Wilhelm II., aus Stuttgart in den Haag gekommen, wo es sich im Schloß der Königin Mutter Emma, geborenen Prinzess von Waldeck, Korte Voorhout, befindet (siehe Kunstdenkmäler von Südholland, 3. Teil, 1915, S. 110).

Die anderen Kopien Tischbeins von den meisten Porträts der kaiserlichen

¹ Siehe S. 400, 403.

Familienmitglieder, die er mitgebracht hat, sind noch nicht wieder nachgewiesen worden.

Von den Töchtern der Kaiserin Mutter waren damals die zwei älteren, Alexandra¹, Erzherzogin von Oesterreich, und Helene², Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, schon 1801 und 1803 gestorben³; die dritte, Maria, war die schon genannte Erbprinzessin von Weimar. So lebte sie damals ganz der Erziehung ihrer jüngeren Kinder, Katharina, Anna, Nikolaus und Michail, die ihr vom Kaiser völlig überlassen blieb, und hielt ihren Hof im Sommer abwechselnd in den schönen binnenländischen Schlössern Gatschina und Pawlowsk, südlich von der Hauptstadt; dem Kaiser hielt sie sich ferne, denn sie grollte ihm zeitlebens, daß er die Mörder ihres Gatten nicht bestraft, sie selbst aber bei dessen Tode gehindert hatte, nach dem Vorbild der großen Katharina II. die Zügel der Regierung zu ergreifen.

Auch auf Elisabeth, die Zeugin dieses letzten Auftritts gewesen war, drückte sie und suchte auch sie ihrem Gemahl nicht nahekommen zu lassen.

Alle Glieder der Familie bemühten sich stets und nicht ohne Erfolg, nach außen hin das Bild völliger Einigkeit und Geschlossenheit zu bieten; aber im Innern herrschten doch starke Gegensätze und in deren Folge Ränke und Eifersüchteleien. Mochte auch durch Paul und Alexander ein Zug von Sittlichkeit und Gerechtigkeit der russischen Politik aufgeprägt sein: für ihr persönliches Leben haben doch beide ihn unbedenklich verleugnet — Alexander nahm die Naryschkin 1808 sogar mit auf den Kongreß von Erfurt —, und da seit 1807, dem Frieden von Tilsit, sich auch die politischen Gegensätze stärker geltend machten, indem Alexander sich etwa vier Jahre lang dem Einfluß Napoleons hingab, den seine ganze Familie haßte, — seine Schwester Katharina besonders reizte des Korsets Bohn, indem sie seine Hand ausschlug — so war es für die kaiserlichen Damen eine schwere Aufgabe, den Schein strenger Sittlichkeit und völligen Einvernehmens aller Familienglieder nach allen Seiten hin aufrechtzuerhalten. Von all diesen Dingen hat Tischbein durch seine genaue Bekanntschaft mit angesehenen deutschen Familien der Stadt, sowie mit deutschen Diplomaten des Dresdener, des Weimarer und des Badischen Hofes, von Lamsdorf, von Eglouffstein, von Maltzahn, von Seebach, und mit russischen, politisch interessierten Adelsfamilien — den beiden Feldmarschällen Esaltjefow, ferner Potocki, Krusenstern u. a., wohl Kenntnis gehabt, in seinen Briefen an Sophie aber, wenigstens den erhaltenen, nichts geschrieben, wohl auch weil diese von den Kindern gelesen wurden;

¹ Siehe ihr Bild, auch von Lampi, Bi. 402.

² Ihr Bild von Ritt daselbst S. 722.

³ Beide sind auf einem Bilde gemalt von Lampi dem Älteren.

nicht zum wenigsten wird er dies aber auch deshalb unterlassen haben, weil alle Briefe, auch die der höchstgestellten Persönlichkeiten, selbst der kaiserlichen Familie, von der Polizei „perlustriert“ wurden und dergleichen Mitteilungen dem Brieffschreiber Gefahr bringen konnten. Von dergleichen Dingen konnte er ja nach seiner Heimkehr die Erwachsenen seiner Familie noch genug unterhalten.

Seine besondere Gönnerin war die mehrfach erwähnte, neunzehnjährige schöne, geistreiche und liebenswürdige Großfürstin Katharina; Prinz Georg von Oldenburg, mit dem sie sich, auch den schönen Prinzen von Coburg, späteren König von Belgien, Leopold I. abweisend, 1809 vermählte, war ebenfalls mit Tischbein bekannt, da er im Jahr 1803 und 1804 mit seinem Bruder Paul Friedrich August, späteren Großherzog (1829 bis 1853), in Leipzig studiert hatte, wo Tischbein beide gemalt¹ und freundlich in seiner Familie aufgenommen hatte, was noch Sophiens Brief über die Schlacht bei Leipzig (siehe unten Anh. II) zeigt. Er war 1808 noch gleichzeitig mit ihm in Petersburg; beide Brüder waren wie ihr Vater Herzog Peter vortreffliche Menschen, zufällig auch mit Wilhelm Tischbein sehr befreundet. Im Frühjahr 1807 fertigte Tischbein nun von Katharina ein schönes Porträt an, das wir hier wiedergeben (s. Tafel 19). Leider verlor Katharina ihren Gemahl schon 1812 und verheiratete sich vier Jahre später nochmals mit König Wilhelm I. von Württemberg, ist aber, nachdem sie ihm 1818 eine Tochter Sophie (siehe oben S. 146) geschenkt, schon 1819 gestorben.

Bereits im ersten Winter, 1806/07, nahm Katharina bei Tischbein Unterricht im Zeichnen und Malen; zur Vorlage wählte sie sich die vier Bilder, die Caroline Tischbein von ihrer Mutter, von sich und ihren Geschwistern vor seiner Abreise ihm noch zum Troste gemalt und mitgegeben hatte und die er selbst hatte loben müssen. Die Großfürstin fand großes Gefallen an ihnen, auch besonders an der Malerin „glücklicher Physiognomie“; es war eine Kopie von Tischbeins letztem Mädchenbildnis Carolinens, das wir auch hier wiedergeben (s. Tafel 17). Das Zeichnen nach solchen Vorlagen ließ Tischbein sonst bei seinen Schülern nicht zu, sondern verwies alle etwas Vorgerückten stets auf die Natur.

Jede Woche fuhr nun ein kaiserlicher Hofswagen oder -schlitten, bespannt mit vier Kennern, einmal bei ihm vor, um ihn für einen Tag nach einem der genannten Lustschlösser zu holen, — der Kaiser selbst und seine Gemahlin fuhrten nur zweispännig, nur die Kaiserin Mutter mit sechs —, und diese Fahrten waren ihm ein Vergnügen und eine angenehme Unterbrechung seiner Arbeit in der Stadt; die sieben Wegstunden wurden wie im Fluge in zwei-

¹ Für die Angabe Sörrensens (W. Tischbein, 114), Friedrich August habe in Oldenburg gearbeitet, finde ich bisher keine Stütze.

einhalb Stunden zurückgelegt. Er fand dort ein treffliches Mittagmahl, und aus der einen Unterrichtsstunde wurden mehrere. Für alle sonstige Bequemlichkeit war auch gesorgt, schon durch seinen alten verheirateten Hausdiener Pfeiffer, der ihn jahrelang bis zu seinem (Tischbeins) Tode auf allen Reisen begleitete; nach der damaligen Sitte wohlhabender Personen fuhr er — auch damals nach Rußland — in eigenem Wagen mit Postpferden. Abends ward er dann ebenso nach der Hauptstadt zurückgebracht. Einmal weilte er sogar zwei Monate in Gatschina und wohnte im Schloß.

Mit seiner Gesundheit durfte er zufrieden sein; das Klima war ihm nicht drückend, die beiden Winter allerdings ungewöhnlich mild: nur acht bis zehn Tage hatte man sechzehn bis zwanzig Grad Kälte, und erst spät setzte diese ein, 1808 erst im Februar, so daß er mit Genuß auch oft zu Fuß Spaziergänge unternehmen konnte; es kam ihm auch zustatten, daß er so früh morgens und so spät abends bei Tageslicht arbeiten konnte. Über alle Maßen schön fand er den Sommer 1808, nur die Abende auch da etwas kalt.

Was ihn aber dauernd niederdrückte, war die immer weiter sich hinausziehende Trennung von den Seinen; er empfand dies besonders an den Abenden, an denen ihn seine immer empfindlichen, oft kranken Augen am Lesen hinderten, und zu den auch nicht ausbleibenden Zeiten von Unwohlsein oder gar Krankheit, obwohl er auch da durch die stete Nähe seines alten Dieners nicht ganz einsam oder hilflos war. Aber auch Krankheit und öfter eintretende Müdigkeit, die ihren ihm unbekanntem Grund in der schon damals obwaltenden krankhaften Veränderung seiner inneren Organe hatten, vermögen nicht seinen Humor völlig zu unterdrücken: „Ich bin mürbe geworden,“ schreibt er einmal darüber, „wie eine Hammelkeule, auf welcher ein Kirgise oder Satar seine dreihundert bis vierhundert Werst zurückgelegt hat.“

Über die Trennung von Frau und Kindern tröstete ihn auch all das Schöne und Neue nicht, das er sah und erlebte; nicht die „gewühlvolle Stadt“, die damals schon etwas über 200 000 Einwohner hatte, mit ihren hellen, breiten Straßen und Kanälen, ihren prächtigen Palästen, nicht der Besuch der Theater und die Teilnahme an den großen Festen des Hofes und des Volkes, wie z. B. im Schloß Peterhof am Meeresufer, im Herbst 1807, wo Zehntausende den ganzen Tag lang auf den Beinen waren, nicht das Anziehende des russischen Volkslebens. „Wie gerne“, schreibt er, „gäbe ich das alles hin für unsere finstere alte Pleißenburg!“ Die fortgesetzte Hinausschiebung der Heimkehr, die doch schon im Sommer 1807 möglich schien, hätte er kaum ertragen, wenn er nicht einen so fügsamen, zufriedenen Sinn gehabt und von jeher gelernt hätte, alle Hoffnungen durch Zweifel zu dämpfen und auf Fehlschläge stets gefaßt zu sein.

Bei den ihm durch seine deutschen Freunde bekannt gewordenen deutschen Familien der Stadt verkehrte er oft, bei einem Ampurger, Baron Kahl, Messig, Karstens; namentlich brachte er da regelmäßig die Sonntage und Mittwoche zu, in angenehmster, auch geistig belebter Geselligkeit. Im letztgenannten Hause, dessen Damen auch von Leipzig her mit den Seinen bekannt waren, fiel ihm bei Tisch am 5. Januar 1808 plötzlich ein, heute sei ja sein Silberhochzeittag! „Ein wunderbares Gemisch von Traurigkeit und Wohlgefühl“, schreibt er darüber an seine Frau, „überfiel mich. Stille Tränen drängten sich hervor, denn Du, meine Liebe, warst ja nicht gegenwärtig! Der Gedanke aber, fünfundzwanzig Jahre in einem Verhältnis gelebt zu haben wie das unsrige, sagte mir, daß ich wohl verdiente, glücklich gepriesen zu werden. Ich brachte selbst die Gesundheit des Tages aus, und Deiner wurde mit Ehre und Liebe gedacht.“

In diesem Briefe stellt er noch fest, daß „außer einmal über Pfannkuchen oder Makkaroni niemals in diesen fünfundzwanzig Jahren ein Streit zwischen ihnen vorgekommen sei“!

Von neuen Bekanntschaften waren ihm besonders von Wert die mit dem russischen Admiral von Krusenstern (1770—1846), der eben von seiner dritten Weltumsegelung zurückgekommen war; mit ihm, der durch alle Fährlichkeiten dreier Jahre glücklich zu seiner Gattin zurückgekehrt sei, tröstete er sich und seine Frau. Er hat ihn auch gemalt und durch ihn seinen Freund und Reisebegleiter, den Thüringer Lilesius (1769—1857), russischen Hofrat, kennen gelernt, der den Atlas zu Krusensterns dreibändiger Reisebeschreibung gefertigt hat, und der auch ein Freund von Kunze war.

Auch besuchten ihn Bekannte aus der Heimat, wie Götschen aus Leipzig, von Schröder aus Weimar (Dresden?) und brachten, wie die Diplomaten, Briefe und nahmen welche mit.

Die Sorgen, mit denen er, um die Sicherheit der Seinen bangend, gleich nach Beginn seiner Reise den russisch-preussischen Krieg gegen Napoleon entstehen sah, gingen ja vorüber, und die schlimmen Folgen seines unglücklichen Endes, wodurch Preußen zerschlagen ward, wurden in Rußland und seiner fernen glänzenden Hauptstadt unmittelbar ganz wenig empfunden, ja das russische Reich gewann dadurch sogar zunächst erhebliche Vorteile. So wurde wohl auch er weniger, als es in Deutschland geschehen wäre, erregt, und in seinen Briefen — wenigstens den erhaltenen — erwähnt er diese Dinge kaum. Diese Teilnahmslosigkeit hat aber ihren tieferen Grund in der damaligen Empfindungsweise aller Gebildeten in Deutschland; man hatte zwar große Teilnahme für alle literarischen und wissenschaftlichen Dinge, politische dagegen — innen- und außenpolitische — betrachtete man, soweit man nicht persönlich von ihnen

berührt wurde, als ganz gleichgültig. Erst jene Unglücksjahre vermochten für einige Jahre den unpolitischen deutschen Sinn zu wandeln, der in der neuesten Zeit wieder so erschreckend zutage getreten ist und sich noch heute so betrübend wenig und langsam bessert!

Auch in wirtschaftlicher Beziehung durfte Tischbein mit seinen Erfolgen zufrieden sein. Die notwendig gewordene Reise nach dieser Seite hin auszunutzen und unter Umständen auszudehnen, war ja von Anfang an seine Absicht.

Gewöhnlich erhielt er für ein Porträt in Öl 400, für ein solches in Pastell 300 Rubel. Die Großfürstin Katharina ließ ihm für das erste Halbjahr seines Unterrichts 500 Rubel überweisen und bestimmte ihm für die Folge ein Jahresgehalt von 1000 Rubel bei wöchentlich einer Unterrichtsstunde. So konnte er bald Zahlungen an seine Gattin wie an seine Stiefmutter in Cassel leisten und hielt nur wegen des auf die Hälfte gesunkenen Rubelkurses damit etwas zurück. Da er jedoch in gewohnter Freigebigkeit den in Rußland nicht zu verwertenden Erbstücken, die nach Leipzig gingen, wertvolle Geschenke für die Seinen und seine Freunde beipackte — einmal hat er hundertundzwanzig Pfund kostbaren russischen Tee zur Verteilung an alle geschickt —, so blieb das Endergebnis doch hinter den anfänglichen Erwartungen zurück.

Dazu gingen noch, wovon auch Caroline unten erzählt, zwei ungemein wertvolle große Kisten mit Kupferstichen und Zeichnungen verloren, da die Engländer des Lübecker Schiffers Erdmann Schiff „Maria Elisabeth“ nach Kopenhagen wegschleppten.

Zimmerhin besaß er durch Erbschaft und Honorare zuletzt noch soviel, daß er nach Erlegung von 3000 Rubel Erbsteuer 5000 Rubel an Kunze in Leipzig und über Hamburg an die Seinen noch 7000 Rubel senden konnte und noch das doppelte Reisegeld für die Heimkehr bei sich behielt. Aber schon vier Jahre später, bei seinem Tode, war kein Vermögen mehr vorhanden!

Was ihn das letzte Vierteljahr noch zu bleiben zwang, war der dringende Wunsch beider Großfürstinnen — auch Anna genoß seinen Unterricht —, ihre für den Geburtstag ihrer Mutter bestimmten Bilder noch unter seiner Anleitung und Hilfe zu vollenden und solange wie irgend möglich seine Unterweisung zu genießen.

Aber endlich kam der Tag der Heimkehr doch heran. „Lies, freue dich und wünsche mir Glück,“ schreibt er im letzten Brief an seine Frau, „in Zeit von einer Stunde reise ich ab! Der Wagen ist gepackt, die Pferde stehen vor der Tür! Welch eine Freude für mich! Sind es doch zwei volle Jahre, daß wir ihr entgegensaufzten! Denn der erste Tag meiner Reise war auch der erste meines Sehns nach der Heimkehr zu meinen Lieben. Sie ist überstanden,

diese peinvolle Zeit der Trennung, glücklich überstanden. Denn wie manchen Unfällen ist man nicht in großen Städten ausgesetzt, denen man nicht durch Klugheit und Vorsicht, nur durch Glück entgehen kann. An Widerwärtigkeiten hat es nicht gefehlt, nicht an boshaften Querstrichen des Zufalls oder meines bösen Dämons: alles aber ist glücklich überstanden, ich lebe, bin vollkommen gesund und darf mich freuen, nunmehr bald in Deinen Armen, umgeben von unsern guten, lieben Kindern, reichlichen Ersatz zu finden für alles Erduldete und besonders für die schmerzhafteste Entbehrung Eures Umgangs! Mir ist unendlich wohl in meiner Haut, seitdem ich meinem Segesfeuer, der Trennung von den Meinen, ein nahes Ende absehe!

Dieser Freudentag war der 25. Juli 1808. Die Reise ging wahrscheinlich (nach Friedrich Franz Wilken) trotz des Umwegs über Warschau — Wien, da der Postverkehr dahin wegen der politischen Verbindung mit dem Kaiserhof in Wien besser entwickelt war als der durch die baltischen Länder über Königsberg und Danzig nach Berlin, mit dem der freundschaftliche Verkehr des russischen Hofes und die näheren politischen Bundesbeziehungen noch nicht lange im Gange waren.

Für sein sämtliches Gepäck erwies sich sein Reisewagen als zu klein: so mußten sperrige Gegenstände, wie Gipsabgüsse und Gliederpuppen, in große Kisten verpackt, auf dem teuren und wegen der vielen Durchsuchungen an den Zollstellen noch kostspieligeren und unsicheren Landweg befördert werden.

Den Weg über Wien, München und Stuttgart, wo er nur einen Tag bei Gotthard Müller bleiben wollte, nach Heidelberg, wo die Seinen weilten, hatte er schon lange geplant. Nun fuhr er aber doch von Wien über Prag nach Dresden, in Begleitung eines „Translateurs bei der Russischen Gesandtschaft daselbst, Herrn Gracsovski“.

Von dort ist sein erster wieder in der Heimat geschriebener Brief am 29. August 1808, an Bertuch gerichtet, datiert, und weil er eines neuen Urlaubs zur Reise nach Heidelberg bedurfte, so blieb er einige Tage in Dresden.

Seine Gattin hatte inzwischen mit Karl und Betty im September 1806 das junge Wilkensche Ehepaar nach Heidelberg begleitet, dort den ganzen Winter 1806/07 zugebracht, wodurch sie den Kriegsereignissen entrückt waren. Auf der Heimreise im April 1807 scheute sie in Frankfurt auch den Umweg nicht und fuhr noch für einige Wochen nach Arolsen und Mengerlinghausen zu den Jhrigen, die alle noch am Leben waren — ihre Mutter starb erst am 20. Dezember 1809 — und die sie fast zwölf Jahre lang nicht gesehen hatte.

In ihrer Begleitung ist zuletzt auch Wilhelm Kunze gewesen; denn in dem Passe, den Fürst Friedrich von Waldeck „seiner Rätin Tischbein“ am

13. Mai 1807 in Arolsen ausstellt¹ und in dem er „jedermann nach Standes Gebühr und Befehl ersucht, die Vorzeigerin an allen Orten frei und sicher und ungehindert passieren zu lassen, ihr auch bedürftenden Falls mit allem Vorschub und geneigtem guten Willen an die Hand zu gehen“, ist außer ihr und ihren Kindern auch „der Kaufmann Kunze aus Leipzig“ aufgeführt.

Nach ihrer Rückkehr rüstete Sophie mit des Vaters Genehmigung auch für dies zweite Paar die Hochzeit zu, die am 2. November 1807 stattfand².

Unter der langen Trennung und den häufigen Enttäuschungen über die Zeit der Rückkehr des Vaters litten auch die Seinen sehr, so freundlich auch die Leipziger Bekannten, besonders die Familie Limburger, sich um sie bemühten. Namentlich erschwerte die Unstetigkeit ihres Lebens Sophien die Erziehung ihres neunjährigen Sohnes Karl, der wiederholt umgeschult werden mußte, übrigens durch dies alles wenigstens früh selbständig wurde, wie er denn überhaupt, besonders durch den frühen Tod des schwärmerisch geliebten Vaters, früh gereift ist.

+

Im Monat Mai 1806 starb des Vaters einziger Bruder, Ludwig Philipp Tischbein, der als Baumeister in Rußland unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. sich einiges Vermögen gesammelt hatte und in Petersburg lebte. Dieser Todesfall erschütterte den Vater sehr, obwohl die Brüder seit länger denn zwanzig Jahren sich nicht gesehen und zuletzt auch nur selten einander geschrieben hatten, ich glaube, kaum einmal im Jahre. Mein Oheim mußte nach allem, was ich erzählen hörte, das vollkommene Widerspiel meines Vaters sein. Ein überwiegender Hang zur strengsten Ökonomie, verbunden mit einer finsternen, menschenfeindlichen Stimmung, bewirkten, daß der Oheim ledig blieb. Er lebte aller Geselligkeit entfremdet in der großen Kaiserstadt wie ein Einsiedler.

Sein Vermögen hatte er bei der Bank niedergelegt und schrieb

¹ Staats-Archiv in Marburg L.-A. Nr. 45.

² Als Caroline Ende des Jahres 1807 ihr erstes Kind erwartete, das am 20. Dezember geboren ward und von dem hochbeglückten Großvater nur aus der Ferne begrüßt werden konnte, kam anfangs Dezember ihre Mutter mit Karl ab ermals nach Heidelberg.

Dort erwarteten sie nun die endliche Rückkunft des Gatten und Vaters, der nach kurzem Besuch bei Betty in Leipzig und bei Bertuch in Weimar etwa Mitte September 1808 seine Wiedervereinigung mit seinen Lieben feiern durfte.

darüber einst folgendes an seinen Bruder: „Ich spare und sammle für Deine Kinder — obwohl ich sie nie sehen werde — denn bei Deiner Sinnesweise wirst Du ihnen einmal nichts hinterlassen können.“ Dieser Brief tat dem Vater, trotz der guten Gesinnung des Onkels gegen uns, sehr weh, wie überhaupt manche frühere schriftliche Äußerung desselben. Der Vater hatte oft in seinen Briefen an den Bruder den Wunsch ausgesprochen, ihn in Petersburg zu besuchen. Die Antwort war aber immer: „Bleib zu Haus, wir taugen nicht zusammen, und ich scheue Gemütsbewegungen!“ So zurückgewiesen und verlegt vom einzigen Bruder, mit dem er in dessen letzten zwanzig Lebensjahren nicht einmal sich wiedersehen und aussprechen konnte, gab der Vater endlich den Plan einer solchen Reise ganz auf, obwohl er sonst manche Aufforderung dazu hatte.

Nach dem Tode des Oheims schien es ihm aber nun notwendig, zur Regulierung der Erbschaftsangelegenheiten nach Petersburg zu gehen, und da er sich gerade zu jener Zeit recht wohl befand, so trug er kein Bedenken, im Spätsommer 1806 sein Vorhaben auszuführen. Er fand bei seiner Ankunft in Petersburg das in der Bank deponierte Vermögen des Oheims durch ein plötzliches Fallen der Papiere um ein Drittel vermindert. Von dem übrigen Nachlaß fand er vieles entwendet. Ein anderer Teil der ererbten Sachen, wichtige und schöne Kupferstiche, treffliche architektonische Handzeichnungen, welche er zu Schiff über Lübeck nach Leipzig senden wollte, wurde mit dem Schiff von den Engländern genommen, und die Reklamationskosten waren so bedeutend, daß der Vater die geraubten Gegenstände nicht reklamieren mochte.

In Petersburg wurde dem Vater eine ehrenvolle Aufnahme zuteil, auch am kaiserlichen Hofe. Reichlich floß ihm Beschäftigung zu, wiewohl manche vornehme Dame anfangs Anstoß daran nahm, daß er die Séancen nur auf seinem Zimmer hielt. Eine Gräfin Lieven, Tochter des Generals von Benkendorf, brach aber hier Bahn, indem sie ohne weiteres sich dazu verstand¹. Die Arbeiten

¹ Dorothea Fürstin von Lieven (1784—1857), Tochter des Generals Christoph v. Benkendorf, 1800 vermählt mit dem russischen Diplomaten Fürsten von Lieven, war selber diplomatisch so geschickt und so tätig, daß man sie die „diplomatische Sibylle Europas“ nannte.

des Vaters fanden großen Beifall, und besonders waren die Damen von seiner Art, Kinder zu malen, eingenommen.

Auch unterrichtete der Vater die Töchter der Kaiserin Mutter im Zeichnen. Längere Zeit brachte der Vater auf Einladung der regierenden Kaiserin in Zarskoje Selo zu, um dort die Kaiserin und ihre kleine Tochter zu malen¹. Die Kaiserin war mit dem Bilde des Kindes sehr zufrieden, und es war nun davon die Rede, daß er sie und das Kind auf einem Bilde zusammen malen sollte. Der Vater hatte schon mehrere Skizzen dazu entworfen und der Kaiserin vorgelegt, als diese plötzlich, von einem abergläubischen Bedenken ergriffen, zauderte. Mutter und Kind, zusammen auf einem Bild, bedeute unfehlbar den Tod des Kindes, hatte die Amme der kleinen Prinzessin bemerkt, nach einem in Rußland herrschenden Aberglauben. Der Vater, welcher die ihm lieb gewordene Komposition ungern aufgab, wagte einige unfertige Vorstellungen, jedoch umsonst; die Beredsamkeit der Amme siegte, die Kaiserin ließ sich allein malen, und bald darauf starb das geliebte einzige Kind. Wie froh war jetzt der Vater, daß seine Bitten nicht durchgedrungen waren! Zwei Monate verlebte er noch in Zarskoje Selo, bedient wie ein Prinz und auf die Genüsse der allerüppigsten Tafel angewiesen, was aber von der nachteiligsten Wirkung auf seine Gesundheit war, so daß er, nach Petersburg zurückgekehrt, dort krank wurde. Diese Krankheit und neue Bestellungen zogen seinen Aufenthalt dort sehr in die Länge.

¹ Einige Zeilen Carolinens sind hier weggelassen, in denen sie den oben (S. 143) mitgetheilten Brief ihres Vaters über die Schwierigkeiten, mit denen er bei der Zeichnung des Kindes zu kämpfen hatte, sehr verkürzt wiedergibt.